

# Die Belletristin

Autor(en): **Gadiga, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **225 (1952)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-657710>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Belletristin

Von Hans Gadiga

„Da dürftest du nun aber doch auf dem Holzwege sein, meine liebe Maus. So einfach liegen die Dinge denn doch nicht. Denk nur . . .“

„Gerade das eben tue ich, Batti, an die alten Römer denke ich. In einer unserer Lateinstunden haben wir's ja gelernt, daß jeder sich sein Glück selber schmieden könne. So hätten es schon die Römer gepredigt und gehalten.“

Nun muß ich abermals widersprechen: „Ja, siehst du, mein Liebes, die Herren Römer waren offenbar noch viel geldlüsterner als wir. Unter ‚Glück‘ verstanden sie weniger die innere Ausgeglichenheit und Zufriedenheit als die materiellen Glücksgüter. Diese Sorte Glück sich zu schmieden — das muß ich zugeben —, hängt tatsächlich auch weitgehend vom Wagemut und der Energie des einzelnen ab.“

Man kann indessen, auch ohne sein Augenmerk besonders auf materielle Ziele zu richten, andere, eigene Wege einschlagen, um zu seinem Glück zu gelangen. — Hast du's übrigens dieser Tage im Anzeiger gelesen? Da kündigte ein Evangelist einen Vortrag an, dem er den unheildrohenden Titel gab: Selbstgewählte Wege und ihre furchtbaren Folgen.“

Meine Tochter muß laut auflachen: „Ich habe doch meinen Weg auch selber gewählt, als ich meinem Fridolin das Jawort gab, und die ‚furchtbare‘ Folge davon war unser herziges Mineli!“

„Mein Kind, du wirst übermütig. So hat es der wackere Evangelimann kaum gemeint. Aber wer weiß, vielleicht wäre er dir nicht einmal gram, wenn er jetzt dein glückstrahlendes Gesicht sähe. Und dein selbstgewählter Weg käme ihm gar nicht so abwegig vor. — Aber auch er hat so unrecht nicht. Wieviel Unglücksrabben gibt es doch, die schon von allem Anfang an aus Torheit oder Übermut einen verfehlten Weg einschlagen!“

Hier setze ich ab. Ich muß eine Pause einschalten. Die Pfeife ist mir ausgegangen. Und wenn Ihr die Umständlichkeit des Alters und die fast feierliche Handlung des Wieder-in-Gang-Setzens so einer ehrenwerten Tabakspfeife kennt und bedenkt, so werdet Ihr leicht begreifen, daß man dabei doch recht eigentlich versucht werden kann,

ein einmal aufgenommenes Fädchen weiterzuspinnen, und so komme ich im Zusammenhang mit dem Thema „Glücksjuche“ auf den Gedanken, meiner Tochter erstmals ein kleines Geheimfach meines alten Herzens aufzumachen und sie einen Blick hineintun zu lassen.

„Weißt du“, fahre ich fort, als das Pfeiflein wieder gemütlich zu paffen begonnen, „ich war eigentlich zeit meines Lebens ein Glückspilz. Als junger Idealist verabscheute ich es a priori, einen Weg nach römisch-schweizerischem Muster einzuschlagen, um mein Glück zu finden. Der wäre mir wie eine schnurgerade, fahle und seelenlose Piste vorgekommen, die irgendwo auf einem Geld-, aber vielleicht auch auf einem Trümmerhaufen geendet hätte. — Kurz, derartige Gedanken haben mich nie — auch später nicht — heimgesucht.“

Mein eigen Fleisch und Blut schenkt mir einen halb belustigten, halb mitleidigen Blick. Doch ich kenne ja die sogenannte „heutige Jugend“ — auch wir Alten wurden einmal dazugezählt —, und so fahre ich unbeirrt weiter:

„Das Fröhlichste an allem ist nun aber, daß ich mich in meinem Leben überhaupt nie auf die Suche nach einem richtunggebenden Weg gemacht und dennoch — sozusagen über Nacht — mein Glück fürs Leben gefunden habe. Es muß mir wohl ein besonders guter Stern zur Seite gestanden sein, der mich kompaßlos ins Glück geführt und es mir bis jetzt auch erhalten hat. Und das ging so zu:

Un einem wunderschönen Sommerabend — nächsten Sommer werden es wohl 40 Jahre her sein — komme ich mit meinem Freund, deinem späteren Götti, in ein schmales kleines Berg-hotel des Berner Oberlandes. Wir hatten eine ebenso anstrengende als prachtvolle Bergtour hinter uns und waren wohl hundemüde, hatten aber dafür ein um so erklecklicheres moralisches Plus. Man führte uns in eine ordentliche Stube, den ‚Speisesaal‘. Er war leer, die Hotelgäste hatten bereits soupiert und promenierten nun verdauend auf der Hotelterrasse herum oder hatten sich im gemütlichen Nebentübli zum Kaffeeschwab eingefunden. Uns zweien gesellten sich zu dem schon erwähnten moralischen Plus dank dem vorzüglichen Essen und dem fast noch vorzüglicheren Wein bald einmal eine gehobene



Stimmung und ein so augenfälliges Wohlbehagen bei, daß wir beschlossen, den Rest des Abends weder im Salöngli noch auf der Terrasse zu verbringen, sondern unsern durch die Tageswanderung in der prallen Sonne sehr wohl erklärlichen Flüssigkeitsverlust nach Möglichkeit in der Passantenstube aufzuholen. Also wechseln wir, zufrieden mit uns und der ganzen Welt, gemächlich dort hinüber, und dann muß natürlich Bier her. Filmartig lassen wir vorerst die Erlebnisse des Tages Revue passieren. Das Budeli, in dem wir uns niedergelassen haben, macht eine überaus gemütliche Gattig. Um ein paar blankgescheuerte Tische gruppieren sich bescheiden die floßigen Stabellen. Den Wandschmuck bilden die üblichen Porträts der Generäle Dufour und Herzog. Auch das früher so bekannte Großbild von Mutter Helvetia, umrahmt von Gefechtszonen von Rothenthurm, Grauholz, Rogloch usw., fehlt nicht. An einer andern Wand hängt ein besonderes Zugstück, der Rütlichswur. Die drei Schwörenden, unter Glas farbig und plastisch, lassen ihren Schwur durch ein kleines Orgeli, das man nur aufzuziehen braucht, vom ‚Ruffst du, mein Vaterland‘ begleiten, so daß einem geradezu vaterländisch zumute werden kann. Natürlich können auch wir nicht widerstehen, am Schlüssel zu drehen, und prompt ergießt sich im Eiltempo die patriotische Melodie über uns. Nicht weit von den musizierenden Eidgenossen steht ein Gänterli voller Rauchwaren. Plötzlich tut mein Freund Mäusli einen Freudenschrei: ‚Halli und hallo! Auch Brissagos gibt es hier!‘ Und eine Minute später durchzieht schon ein sanftblaues Brissagoräuchlein beidseitig des Tisches die Gaststube. Unser Glück ist vollständig. Das muß sich irgendwie Luft machen, begreiflich! Am besten wohl im Lied. Und alsobald legen wir los: „Im Krug zum grünen Kranze, da kehrt' ich durstig ein . . .“ Wir singen es heute ganz besonders schön, so rassig, will uns scheinen. Auch der Hotelier ist ganz unserer Meinung. Gar gerne möchte er uns noch lange zuhören, wenn nur die Hotelgäste nicht wären! Die hätten um diese Zeit vielleicht nicht mehr Interesse an noch so edlem Gesang. Darum wäre er uns von Herzen dankbar, wenn wir hier abbrechen und den Rest für morgen aufsparen wollten.

Noblesse oblige. Ein so berechtigtes Kompliment dürfen wir keinesfalls durch renitentes Verhalten zunichte machen. Lassen wir also den Gesang, und kehren wir zur Flasche zurück. — Doch, was hat er gesagt? Der Kurgäste wegen? — ‚Fräulein, was habt Ihr eigentlich für Gäste im Haus?‘ —

Die dralle, flinke Kellnerin (damals durfte man noch so sagen) hüpfst hinaus, kommt aber sogleich wieder. ‚Da schaut Ihr Euch gerade am besten das Gästebuch an.‘ Sie legt es uns auf den Tisch, und wir fangen an, darin zu schnausen. Unser Interesse erlahmt aber bald. Gästebücher sind eben bloß Gästebücher und vermögen daher nur weibliche Insassen eines Hotels zu interessieren. — Doch auf einmal entdecken wir gleichzeitig etwas ganz Besonderes, eine mit zierlicher Schrift geschriebene Eintragung

Uwine S. Strohmeier.“

Was nun passierte, könnt Ihr Euch unmöglich vorstellen. Affurat wie ein Blitz aus heiterem Himmel stürzt sich meine Tochter auf mich, und ich stecke im Handumdrehen im härtesten aller Schraubstöcke. „Das Mammi also! Batti, ist's denn auch wahr?“ tiriliert sie aus Leibeskräften, derweil ich, unfähig etwas hervorzubringen, vergeblich versuche, mich der soliden Umklammerung zu entwinden.

Ja, ja, Ihr andern habt gut lachen! Gott gebe, daß Euch niemals eine Tochter beschieden werde, die es im Übermaß der Freude fertigbringt, derart überfallsüchtig zu werden wie die meine und dabei einen armen, alten Vater beinahe ums Leben bringt. Und seht nur, noch immer läßt sie mich nicht los!

„So sag's doch endlich, Batti, nicht wahr, es war Mama?“ — Da gelingt es mir, die bejahende Antwort mit emsigem Augenzwinkern zu erteilen, und das ist meine Rettung. Die junge Berserkerin läßt mich los, und ich atme wieder auf. Sie bricht in ein unbändiges Lachen aus und verlangt nun stürmisch die Fortsetzung. Ich aber benütze jetzt die günstige Gelegenheit, meinen Rachegeleüsten zu frönen.

„Du dumme, liebe Maus, hättest mich halt nicht gleich so anfallen sollen. Hilf du mir jetzt lieber die Tabakspfeife suchen, vorher gibt's keine Spur von Fortsetzung.“



Die Pfeife ist natürlich bald gefunden, und dennoch nehme ich den Faden meiner Erzählung nicht sogleich wieder auf. Die Maus muß mir noch ein wenig zappeln. Sie muß mir hoch und heilig geloben, sich bis ganz zum Ende der Geschichte und noch viele Jahre darüber hinaus jeglichen Attentates auf den leiblichen Vater zu enthalten. Das verspricht sie denn auch aufrichtigen Herzens. So gebe ich meinen unartigen Plan auf, die Tabakspfeife als Mittel zu weiterer Geduldsprobe zu mißbrauchen, und verzichte auf das Weiterrauchen.

„Das war also richtig der sympathische Name deiner verehrlichen Frau Mutter, damals für mich noch nichts Besonderes, sondern einfach ein

Name wie so viele andere auch. ‚Siehst du da?‘ sagt aber plötzlich mein Freund, ‚die Holde gibt als Beruf ‚Belletriste‘ an. Wird irgendeine alte, griesgrämige Schachtel sein.‘ Ich kann nicht anders als ihm beipflichten, und beide ziehen wir ein zünftiges Gelächter vom Leder.“

„Es wird immer schöner“, fährt meine Tochter dazwischen, „unser Mami eine frühere Belletristin?“

„Darüber habe ich mir damals den Kopf doch nicht zerbrochen, ich kannte sie ja noch nicht einmal. Im übrigen merkte ich erst später, daß die Eintragung ‚Belletriste‘ offensichtlich von fremder Hand geschrieben war. Item, die stolze Benennung gaudierte uns über die Maßen, und wir



Berner Pferdesporttage  
Die Bereitermusik in den alten Uniformen  
AP-Bilderdienst Zürich



wurden nicht müde, mehr oder weniger geistreiche Witz darüber zu reizen. Das hochalpine Bier wird wohl auch irgendwie Alkohol enthalten haben. Nur der kann ja den Geist so anreichern!“

Meine Tochter versteht mich. Ihre Hand greift unwillkürlich nach meinem Ohr. Doch — alle Achtung — im letzten Augenblick beherrscht sie sich.

„Da tust du eben, was ich damals auch hätte tun sollen, nämlich meinen Übermut zügeln. Aber schon hatten sich unsere schrägen Witz zu einem einzigen verdichtet. Meine Füllfeder drängt sich mir förmlich auf und heischt gebieterisch unverzügliche Verwendung. Ich gehorche natürlich — und das war läß! Der Weg war falsch gewählt.

Gottlob blieben aber, du weißt es ja, die angedrohten ‚furchtbaren Folgen‘ zeit meines Lebens gänzlich aus. Mein guter Stern muß sich beeilt haben, mich vom falsch gewählten Weg schleunigst wieder zurückzupfeifen. Jedenfalls half er mir, die boshaften Spuren, die zu ziehen ich nun im Begriffe war, zu verwedeln. Er unterstützte mich so tatkräftig, daß es mir wirklich auch gelang, das ahnungslose Fräulein bis zum Schlusse seines Aufenthaltes vom Gästebuch fernzuhalten.

Und nun will ich dir sagen, wie ich an der armen Belletriste mein Mütchen kühlte. Ich ziehe das Gästebuch an mich und schreibe in unverschämter Spottlust neben das mich so intrigierende Wort:

Belle warste,  
Triste biste:  
Siehste was De warste,  
Was De biste!

Jetzt habe ich erst Ruhe. Stolz auf diesen Geisteserguß schlage ich vor, zu zahlen und unsere Lagerstätte aufzusuchen.

Am andern Morgen sind wir nicht eben früh. Zu einer Tour langt es nicht mehr. Wir sind gerade am Werweifen, was wir so spät noch Lohnendes unternehmen könnten, als unser Freund, der Hotelier,



Das Grossmünster in Zürich in festlicher Beleuchtung anlässlich der 600-Jahr-Feier des Eintrittes Zürichs in den Bund der Eidgenossenschaft  
A.P.-Bilderdienst Zürich



daherkommt. Bei unserem Anblick gelingt es ihm nicht, ein unverkennbares Schmunzeln zu überwinden. Wir verstehen und lenken sofort ab. Ob es wohl möglich sei, noch vor dem Mittagessen einen kleinen, lohnenden Ausflug zu machen, wollen wir wissen. — Ganz schön sei es auf dem Mänelikopf, wenn wir den noch nicht kennen sollten. — Wir kennen ihn nicht und brechen deshalb kurz nach dem Frühstück auf. Anderthalb Stunden Aufstieg, und wir sind oben.

Auf dem Gipfel treffen wir zwei junge Damen. Auf die eine reagiere ich sofort höchst positiv und möchte fürs Leben gern ins Gespräch mit ihr kommen, aber wie? Man ist ja bekanntlich nie so benommen und vernagelt wie in solchen Augenblicken. Doch da helfen uns die beiden selber. Sie sind am Orientieren, und wir werden unfreiwillig Zeugen, daß punkto Geographie bei ihnen etwelche Lücken klaffen. Das gibt uns Mut zum Eingreifen.

Doch plötzlich muß ich einen gewaltigen Schrecken erleben. Sagt da auf einmal die andere zu der ‚Meinen‘: ‚Schau, Alwine, ...‘ Den Rest höre ich nicht mehr. Mir schwindelt ganz bedenklich. Es verschlägt mir buchstäblich die Rede. Da kommt mir glücklicherweise mein Feldstecher in den Sinn. Ich gucke nun angestrengt in der Welt herum und kann so meine hilflose Verlegenheit tarnen. Der Mäusli aber hat mich durchschaut und kommt mir tatkräftig zu Hilfe, indem er sich der beiden Damen annimmt und ihnen ihre geographischen Schnitzer taktvoll berichtet. Dann mahnt er zum Aufbruch. Wir dürfen im Abstieg den Fräulein Gesellschaft leisten. Ich habe mich einigermaßen wieder zurechtgefunden und wage mich langsam wieder an ‚Fräulein Alwine‘ heran, wenn auch reichlich befangen. Mit gutem Grund! Aus bösem Gewissen!

Alles übrige weißt du. Meine Beichte habe ich erst sehr viel später

abgelegt. Sie wurde nicht einmal so ungnädig aufgenommen. Aber Verse habe ich seither nie mehr geschmiedet, auch wenn ich, wie damals, übermäßigen Durst hatte.“

Milder Winter. Ein Schulinspektor im Appenzeller Land fragt einen Knaben: „Kannst du mir einen milden Winter nennen?“ — „Jodefrüli! De letscht Weenter. Doo isch üsere Lehrer zehe Woche lang chrank gsee!“



Früh übt sich...  
Photo W. Rydegger, Bern